

Christoph Merian-Burckhardt

Autor(en): Paul Roth
Quelle: Basler Jahrbuch
Jahr: 1958

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/2ab248c1-f7dd-49bb-9c24-97fa4f31090e>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Christoph Merian-Burckhardt

Zu seinem hundertsten Todestag

Von Paul Roth

Im Jahre 1958 jährt sich der hundertste Todestag des Basler Philanthropen Christoph Merian. Sein Werk, die Christoph Merian'sche Stiftung, lebt noch immer nicht nur in den Herzen der Basler, sondern überall dort, wo von Barmherzigkeit und christlicher Nächstenliebe die Rede ist. Ein Testament, wie das seine, durch das er die Armenanstalten der Vaterstadt, nach dem Hinschiede seiner Gattin, zu seinen Erben einsetzte, ist in dieser Form noch nie bekannt geworden. Diese Einzigartigkeit tritt bei Merian an die Stelle der historischen Größe. Sie lädt uns ein, sein Lebensbild in Schlichtheit zu zeichnen und seine Leistungen ohne Verherrlichung sachlich zu würdigen. Nichts wäre verfehelter als eine anspruchsvolle Deutung dieser besonders gearteten Lebensgeschichte.

Das Jahr, in dem Christoph Merian das Licht der Welt erblickte, war nicht gerade von den Musen beherrscht. Er wurde als Bürger Helvetiens, der einen und unteilbaren helvetischen Republik, mitten im Zeitalter Napoleons, am 22. Januar 1800, geboren. Seine Wiege stand im Hause zum grünen Ring an der Freien Straße, dem Eckhause mit dem Ringgäßlein.

Basel war damals eine Kleinstadt von etwa 16 000 Einwohnern. Die beiden Stadtteile diesseits und jenseits des Rheins waren durch eine einzige Brücke miteinander verbunden. Eine alte, aus dem Hochmittelalter stammende Ringmauer, die mit vielen Türmen malerisch durchsetzt war, umschloß die engen und winkligen Gassen. Sieben Tore, die jeden Abend geschlossen wurden und bewacht waren, öffneten den Zugang zum platten Land, das reichlich Gemüse und Wein lieferte. Die von der inneren Stadt durch die alten Gräben und die Schwibbogen abgetrennten Vorstädte hatten noch einen ländlichen Anstrich. Am St. Albangraben, wo sich ein gutes Stück

der Merian'schen Familiengeschichte abspielte, bildete die äußere, der Stadtmauer gegenüberliegende Seite mit dem «Württembergischer Hof», dem Haus «zum Großen Kolmar» und dem «Ernauer Hof» eine vornehme Flucht über dem erst zu Beginn der 1820er Jahre zugeschütteten Stadtgraben. In der gotischen Altstadt hoben sich seit kurzem einige neuartige Bürgerhäuser großen Stils aus dem Gesamtbild hervor. Der führende Baustil in Europa, der Klassizismus, hatte seine Wellen auch nach Basel geworfen. Auf dem Münsterplatz war von Joh. Jakob Fechter der «Regisheimerhof» (Nr. 10) erbaut worden, der während der französischen Kontinentalsperre der Sitz der Firma der Gebrüder Merian wurde. An der Ecke Rittergasse—Bäumleingasse hatte Samuel Werenfels den «Delphin» erbaut, in dem Christoph Merian seine Kindheits- und Jugendjahre verbrachte (1803—1815). Das Schulwesen, an dessen Spitze die alte Universität stand, ragte nicht über den Durchschnitt hinaus. Das Leben in dieser Stadt war noch geruhsam. Die Nachrichten vom großen Weltgeschehen drangen nur langsam und stückweise ein. Wer sich keine französischen Journale oder andere auswärtigen Nachrichtenblätter halten konnte, entbehrte des allgemeinen Überblicks. In der Abgeschlossenheit dieses Daseins fristeten das Handwerk und das Gewerbe ein bescheidenes Leben. Der Handel lag durch die Napoleonische Vorherrschaft in Europa und seine Bedrückung durch die Handelssperre gegen England schwer darnieder. Die Einfuhr englischer Waren war verboten, und die Kolonialwaren unterlagen einer starken Besteuerung. Nur einige größere Handelshäuser wagten es, diese Schranken zu durchbrechen und Anschluß in der weiten Welt zu suchen. Das waren die «Speculations-Handlungen», die Waren auf Vorrat kauften, sie lagerten und dann wieder absetzten, auch jenseits des großen Meeres. Zu den Handelsherren, die von solchen Ausnahmegeschäften profitierten, gehörte Christoph Merians Vater, Christoph Merian-Hoffmann (1769—1849). Dieser hatte sich als junger Mann, 1788, mit seinem älteren Bruder Johann Jakob Merian-Merian (1768—1841) geschäftlich verbunden und betrieb unter der Firmabezeichnung «Gebrüder Merian» erst an der Freien Straße, dann auf dem Münsterplatz



eine Mousseline-Handlung, der ein Bank- und Speditionsgeschäft angegliedert war. Als dritter Teilhaber trat später Theodor von Speyr-Ryhiner (1780—1847) in das Geschäft ein, der später das angesehenere Bank- und Speditionshaus von Speyr & Cie. führte, das das Merian'sche Vermögen verwaltete. Neben dem Handel in Manufakturen und Kolonialwaren betrieb das Haus Merian noch einen ebenso einträglichen Kunsthandel in Gemälden, Möbeln und Porzellan, was Christoph Merian-Hoffmann den Beinamen des «reichen Merian» eintrug. Der Wagemut und die Aufgeschlossenheit des Hauses der Gebrüder Merian zogen seinem Chef die persönliche Gegnerschaft Napoleons zu, der sich über dessen Geschäftsführung wiederholt bei der Tagsatzung beschwerte.

Christoph war nicht das einzige Kind seiner Eltern. Ihm vorangegangen waren drei Brüder und zwei Schwestern. Aber die Knaben und das eine Mädchen starben schon unmittelbar nach der Geburt. Die überlebende Schwester Susanna, geb. 1798, die somit die einzige Jugendgefährtin Christophs wurde, verheiratete sich als Neunzehnjährige mit dem Handelsmann Carl Wilhelm Forcart, dem sie zwei Kinder schenkte, die ebenfalls im zarten Alter vom Tode dahingerafft wurden. Auch sie selber erkrankte frühzeitig und starb als blutjunge Frau (1823). Diese auffallende Sterblichkeit könnte die Frage nach den erbbiologischen Voraussetzungen in der engeren Familie Merians aufwerfen; jedenfalls gibt sie zu denken.

Nichts deutete zunächst darauf hin, daß Christoph einst als Menschenfreund in die Geschichte seiner Vaterstadt eingehen würde. Der Knabe war körperlich recht gebaut, aber schüchtern veranlagt. Der allzu einseitig auf materielle Güter ausgerichtete Sinn des Vaters war der Erziehung des Sohnes nicht besonders förderlich; diese hinterläßt denn auch einen zwiespältigen Eindruck.

Über das Erbgut, das ihm die Vorfahren auf den Lebensweg gaben, ist das Folgende bekannt: In zwei Geschlechtern, wohl desselben Stammes, hatten sich die Merian 1498 und 1553 in Basel eingebürgert. Ihre alte Heimat war der Berner Jura, die Gemeinde Courroux (Lüttelsdorf) bei Delsberg im Fürstbistum Basel; der Name leitet sich wohl vom Dorfe Mu-

riaux bei Saignelégier ab. Zum ältern der beiden Geschlechter, aus dem Christoph hervorging, gehören die beiden Bürgermeister Johann Jakob Merian (1648—1724) und Samuel Merian (1685—1760), viele begüterte Handelsherren, Fabrikanten, Bankiers, Offiziere und der Ratsherr und Professor Peter Merian (1795—1883), sowie die Herrnhuter Merian in Deutschland. Aus dem jüngeren Geschlechte stammen die Kupferstecher Matthäus Merian, Vater und Sohn, und der Landammann der Schweiz, Andreas Merian (1742—1811). Die mütterlichen Ahnen der Hoffmann waren Seidenbandfabrikanten; einer von ihnen, Emanuel Hoffmann (1643 bis 1702), hatte die Bandmühle von Holland nach Basel gebracht. Christophs Ascendenz kann somit lückenlos auf viele Generationen zurückverfolgt werden. In seinen Adern floß reines Basler Blut; fremde Bluteinschläge sind nicht ersichtlich. Durch frühe Kränklichkeit scheint sich sein scheues Wesen, das er trotz seiner materiellen Unabhängigkeit nie überwinden und ablegen konnte, gebildet und entwickelt zu haben. Die Bildnisse, die wir von dem gereiften Manne kennen, zeigen ein langgeschnittenes Gesicht mit stark entwickelter Nase von freundlichem, fast sanftem Ausdruck.

Im Frühjahr 1807, mit dem angetretenen achten Lebensjahre, kam Christoph ins Basler Gymnasium, das unter dem Rektorate des tüchtigen und angesehenen Pfarrers Johann Friedrich Miville stand. Noch waren die Neigungen und Fähigkeiten, die in ihm lebten, nicht zu erkennen. Als er im folgenden Jahre in die zweite Klasse übertrat, wurde ihm bei der Promotion mit vier anderen Klassengenossen, von insgesamt 38 Schülern, ein Preis für gutes Betragen zugesprochen. Wie es um seinen Wissenseifer stand und wie er dem Unterrichte zu folgen vermochte, darüber sind wir im einzelnen nicht orientiert. Der Besuch des Gymnasiums war bei Christoph Merian nicht mit der Absicht verbunden, später einmal einen akademischen Beruf zu ergreifen; aber auch die Betätigung im Handel, wofür ihn der Vater gerne gewonnen hätte, entsprach seinen Neigungen nicht. Als Vierzehnjähriger erlebte er den Durchmarsch der alliierten Heere durch Basel. Das ruhige Vaterhaus an der Rittergasse wurde damals und

später mit wiederholten fürstlichen Einquartierungen belegt. Die Familie mußte sich in die oberen Etagen zurückziehen und sich nach allen Seiten einschränken. Daher verkaufte Christoph Merian-Hoffmann Ende 1815 den «Delphin» und verließ Basel. Er erwarb das Gut Bonnefontaine bei Zabern in Lothringen, das er erst nach dem Tode seiner Gattin, 1836, wieder verkaufte.

Hatte somit Christoph Merians Jugend stark im Zeichen des Mars gestanden, so trat bei dem jungen Manne nun mehr und mehr die Vorliebe für die Landwirtschaft und die Forstwissenschaft in den Vordergrund. So kam es, daß er Zögling der berühmten landwirtschaftlichen Anstalten zu Hofwil bei Münchenbuchsee und zu Hohenheim in Württemberg wurde. Der mehrere Jahre dauernde Aufenthalt in diesen Instituten, der auch seiner Gesundheit förderlich war, war nicht nur ein tiefgreifendes Erlebnis, sondern hat ihn auch für die spätere Bewirtschaftung der väterlichen Güter aufs beste vorbereitet. Der von den Ideen Rousseaus und Pestalozzis beeinflusste Berner Patrizier Philipp von Fellenberg hatte es sich zur Lebensaufgabe gemacht, «durch pädagogische Humanisierung und Philantropisierung der Reichen den gesellschaftlichen Zustand zu verändern». Zu diesem Behufe hatte er eine landwirtschaftliche Lehr- und Übungsschule in Hofwil ins Leben gerufen. Mit ihr verfolgte er eine Verbesserung der technischen Hilfsmittel für den Landbau. Seine Erziehungsanstalt bestand aus drei Abteilungen: einem den «höheren Ständen der Gesellschaft» gewidmeten Gymnasium, bei dem das Schwergewicht des Unterrichtes auf den Fächern der Naturgeschichte und der Geographie lag, einer Armenschule und einem Seminar für die Ausbildung von Volksschullehrern. Als Merian nach Hofwil kam, war die Anstalt in mächtigem Aufschwung begriffen, die höhere wissenschaftliche Schule zählte gegen hundert Zöglinge, darunter eine Anzahl deutscher Fürstensöhne; sie erlebte ihre größte Blütezeit in dem Jahrzehnt von 1820—1830. Im Herbst 1819 vertauschte Merian Hofwil mit einer ähnlich gerichteten, neueröffneten Anstalt, der landwirtschaftlichen Akademie Hohenheim südlich von Stuttgart, wo er indessen nur kürzere Zeit verweilte.

Als der Vater Christoph Merians wegen der Einquartierungslasten den «Delphin» an der Rittergasse verließ, besaß er noch zwei Landgüter: Brüglingen und das Vordere Gundeldingen. Das Gundeldinger Gut hatte er 1812 um den Preis von Fr. 96 000.— erworben. Es gelangte 1824 an den Schwiegersohn Carl Wilhelm Forcart, von dem es 1838 an dessen zweite Witwe Maria Magdalena Forcart-von Speyr und 1840 an Dr. Albert Ostertag-von Speyr, Lehrer am Missionshaus, überging. Die Ehegatten Ostertag-von Speyr stellten das Gut in der Folge während längerer Zeit der Basler Mission zur Führung eines Kinderheims zur Verfügung. Für Christoph Merian wurde aber nicht dieses Gundeldinger Gut, sondern das Landgut Brüglingen bei St. Jakob von Bedeutung.

Brüglingen war ein altes Besitztum einer Familie Löffel aus Basel, die dort auf dem stadtwärts oberhalb der Mühle sich erhebenden Rain im Jahre 1711 ein neues Gebäude erstellt hatte. Die alte Mühle am Teich ist vor der Reformation im Besitze der Dompropstei Basel bezeugt. Im 17. Jahrhundert bestand vorübergehend ein Bad auf dem Gute. Mehrere Glieder dieser Familie Löffel auf Brüglingen wirkten als Birsmeister. Im Jahre 1811 erwarb Merians Vater das aus dem Herrenhaus, einem Lehenhaus samt Mühle, Stallungen und Scheunen bestehende Landgut mit allen Zubehörden und Gerechtigkeiten, Äckern, Matten, Reben, Garten und Wäldlein, die teils im Basler, teils im Banne Münchenstein lagen, aus der Konkursmasse eines Basler Kaufmanns um den Preis von Fr. 110 000.—. Dieses Landgut Brüglingen, das ihm der Vater als Heiratsgut vermachte, wurde Christoph Merians wichtigste Lebensstation.

In den besten Jahren trat Merian in den Stand der Ehe. Die für sein Leben getroffene Wahl war eine glückliche, wenn auch die Verbindung ohne Nachkommen blieb. Margaretha Burckhardt war die Tochter des Bandfabrikanten Jeremias Burckhardt-Iselin aus dem Wildt'schen Hause am Petersplatz. Nach auf uns gekommenen Bildnissen war ihre äußere Erscheinung nicht ohne Reiz. Aus ihrem wohlgeformten Antlitz blickten zwei große Augen fragend in die Welt. Ihre Haltung und ihre Kleidung wirkten anmutig und vornehm. Was aber

das Wichtigste war: sie hatte Verständnis für die Liebe ihres Gatten zur Landwirtschaft, sie teilte seine natürliche Religion und folgte seinen humanitären Ideen. So wurde die am 11. Oktober 1824 geschlossene Ehe ein in gegenseitiger Liebe und Zuneigung verlebter Bund, der 34 Jahre dauerte.

Das junge Paar bezog den Ernauerhof am St. Albangraben, den Merians Vater, der damalige «Seigneur de Bonnefontaine», im Jahre 1820 aus Burckhardt'schem Familienbesitz gekauft und dessen Parterre und ersten Stock er sich reserviert hatte. Christoph Merian und seine Frau richteten sich zunächst im zweiten Stockwerke ein. Nach dem Tode des Vaters, 1849, bewohnten sie das Haus allein. Der Ernauerhof war von Johann Ulrich Büchel (1753—1792), einem der Hauptvertreter des Klassizismus in der baslerischen Baukunst, dem Erbauer des Kirschgartens und des Segerhofs, an Stelle eines älteren Baus in den 1780er Jahren erstellt worden. In der Fassade dreiteilig gehalten, mit je drei gleich großen Fenstern in jedem Felde und Stockwerke, öffnete sich im Parterre in der Mitte ein Eingangsportal für Pferde und Wagen. Hinter dem Hause befanden sich die Stallungen und Remisen; im Garten plätscherte ein laufender Brunnen. Vor dem Ernauerhofe besammelten sich jeweilen die «Bottenwagen», die den Baselbieter Posamentern das zur Bandfabrikation notwendige Material und umgekehrt deren Produkte in die Stadt brachten. Der alte Ernauerhof am innern St. Albanstadtgraben, der seinen Namen nach einem früheren Besitzer aus einem ursprünglich steiermärkischen Adelsgeschlechte, derer von Ernauführte, war einst Leisler'scher Familienbesitz; es bewohnten ihn die Handelsherren und Bankiers Franz Leisler-Werthemann (1644—1712) und Achilles Leisler-Ortmann (1680 bis 1737).

Merians neue Verwandte, von denen religiöse Kräfte ausstrahlten, waren im Baselbiet begütert; in ihrem Besitze waren das Bruckgut bei Münchenstein, Neu-Schauenburg bei Pratteln und die Beuggenweid bei Bubendorf. In der Stadt besaß der ältere Bruder der jungen Frau, Daniel Burckhardt-Forcart, dem Merian in besonderer Weise verbunden war, den «Württembergberger Hof» am St. Albangraben.

Auf Brüglingen wurde Christoph Merian, dessen Sinn weder nach Kunst noch nach Wissenschaft ging, ein Landjunker. Sein großes, die Jahre füllendes Anliegen war die rechte Bewirtschaftung und der weitere Ausbau des väterlichen Grundbesitzes. Nach dem Tode seiner Mutter erwarb er 1836 vom Basler Waisenhaus das benachbarte Gut St. Jakob mit den dazugehörigen Wohn- und Oekonomiegebäuden, dem Zollhause, dem Armen-, Lehen- und Rebhaus, jedoch ohne das Kirchlein, im Ausmaß von über 500 Jucharten Land für Fr. 300 000.—. Der Käufer mußte sich u. a. verpflichten, «zu allen Zeiten zu St. Jakob eine Wirtschaft halten zu lassen», ferner dafür zu sorgen, daß dem jeweiligen Pfarrer von St. Jakob vor und nach dem Gottesdienst ein «anständiges Zimmer» zum Umkleiden angewiesen werde, und endlich den jeweiligen Sigrüst in billigem Mietzins zu halten. Zwischen Brüglingen und St. Jakob ließ Merian sodann in den Jahren 1837—1840 den Gutshof Vorder-Brüglingen nach den Plänen von Melchior Berri, dem Pfarrerssohn aus Münchenstein, erstellen. Die große Scheune führte J. J. Stehlin d. Ä. aus, der als Fachmann im Bauwesen zur Zeit der Stadterweiterung für Basel bedeutsam geworden ist. Unter Berücksichtigung späterer kleinerer Gebietserwerbungen besaß Merian schließlich einen zusammenhängenden Landkomplex von 1—2 Kilometer Breite im Südosten der Stadt vom Gellert bis zum Bruderholz. Zur Bewirtschaftung dieses gewaltigen Besitzes mußte er weder rechnen noch sparen. Trotzdem war der Rentier Christoph Merian kein Verschwender. Er arbeitete nach Überlegungen des gesunden Menschenverstandes. Eine seiner größten und dauerndsten Leistungen ist die Entsumpfung und Urbarisierung des historischen Schlachtfeldes von St. Jakob auf dem linken Ufer der Birs. An Stelle einer verkiesten, von zahlreichen Wasserläufen durchzogenen und mit Gestrüpp bedeckten Ebene entstand mit den Jahren eine ausgeglichene fruchtbare Grünfläche, die sich an einen korrigierten Flußlauf anlehnte. In seinen letzten Lebensjahren ließ er sich das Brüglinger Herrschaftshaus und den Park durch J. J. Stehlin-Burckhardt, den mittleren der drei Architekten Stehlin, zum vornehmen Sommersitz ausgestalten. Wie die Jahre vergingen und er älter

wurde, darüber besteht kein Tagebuch. Mit seinen Verwaltern, Angestellten und Knechten und ihren Familien stand der Gutsherr auf freundschaftlichem Fuß. Er hat sie alle in seinem Testamente bedacht.

Hatte Christoph Merian einst als Jüngling den Zusammenbruch der Herrschaft Napoleons miterlebt, so war er inzwischen Zeuge der Basler Staatskrise von 1833 geworden, die ihn vielleicht zutiefst bestimmte, sein Vermögen allein der Stadt Basel zu vermachen, und konnte offenen Auges die Entstehung und die Entfaltung des jungen schweizerischen Bundesstaates verfolgen. Basel war eine Stadt von 36 000 Einwohnern geworden. Er spürte die neue Zeit, die sich mit dem Aufkommen der Eisenbahn und der Entfestigung der Stadt ankündigte, hereinbrechen. Wohl nahm er warmen Anteil am Zustand und an der Entwicklung des Gemeinwesens, aber aktiv hat er sich an den Dingen des öffentlichen Lebens nicht beteiligt; er blieb der stille Betrachter. Der Tod des betagten Vaters, 1849, brachte ihm eine Erbschaft von rund 10 Millionen Franken ein, wodurch er einer der reichsten Basler seiner Zeit wurde. Aber er war damals schon ein schwer kranker Mann. Wiederholte Badekuren, in Karlsbad und an andern Orten, und die Bemühungen seiner Ärzte vermochten das Übel nicht zu heilen. So konnte er nur mit Unterbrechungen seine berufliche Tätigkeit als Gutsherr ausüben. Schließlich verursachte ihm ein Herzleiden viele schwere Tage und bange Nächte. Wohl schenkte ihm das Landleben Stunden, in denen er über sein äußeres Glück, aber auch über sein inneres Seelenleben nachdenken konnte. Von einem geselligen Zusammensein mit Freunden, von Begegnungen mit auswärtigen Besuchern oder gar einem schriftlichen Gedankenaustausch über die Probleme des Lebens und der Zeit erfahren wir indessen nichts. Dafür gab er gerne mit vollen Händen, wo immer sich Not und Elend zeigten. Er betrachtete es als seine Pflicht, Gutes zu tun und so für die Ausbreitung des Reiches Gottes zu wirken.

Ein Ansporn zu Mildtätigkeit und Nächstenliebe wurden ihm die wiederholten Krisen- und Hungerjahre in der Mitte des Jahrhunderts, die sich infolge der schlechten Ernteerträg-

nisse einstellten. Im Zeichen einer schlimmen Teuerung stand das Jahr 1854. Die Lebensmittelpreise stiegen so bedrohlich, daß sie schließlich für die besitzlose Bevölkerung unerschwinglich wurden. Auch traten im Zusammenhang mit der schlechten Ernährung Krankheiten auf. Da konnte Christoph Merian nicht zurückstehen. Er bot dem Kleinen Stadtrate eine Summe von Fr. 100 000.— an, um den Bewohnern Basels und der umliegenden Gemeinden billiges Brot zu verschaffen. Für diese edle Tat wurde ihm das Ehrenbürgerrecht der Gemeinde Münchenstein zuteil, in deren Bann er Grundbesitzer war und, wie ausgeführt, wertvolle Meliorationen durchführte.

Das sichtbarste Zeichen von Merians christlicher Gesinnung ist die St. Elisabethenkirche in Basel. Diese ist nicht nur eine fromme Stiftung, die ohne Vorbild dasteht, sondern auch ein «Prachtsbau», ein Nachzügler der Basler Neugotik. Bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus stand dort eine alte Kapelle. Unangenehm an der neuen Kirche berührt ihre Lage, der Umstand, daß der Chor, gegen alle Regel, nach Westen ausgerichtet ist. Wenn man bedenkt, daß von der Steinen aus eine schöne Freitreppe hätte angelegt werden können, so bedeutet der ausgeführte Bau einen Mißklang im Basler Stadtbild. Dazu kommt, daß das Gebäude eine Hallenkirche ist, die ein hohes Dach verlangt. Der mit einem Aufwand von rund 3 Millionen Franken errichtete Bau ist, was den Turm anbelangt, dem Freiburger Münsterturm nachgebildet. Die Kirche wurde nach den Plänen von Ferdinand Stadler (1813 bis 1870) aus Zürich, einem guten Kenner des gotischen Stils, der in Karlsruhe und Darmstadt studiert hatte, gebaut. Ihre Vollendung im Jahre 1864 erlebte der Stifter nicht mehr.

Als Christoph Merian am 22. August 1858 im Alter von 58 Jahren und 7 Monaten im Ernauerhof entschlief, da hatte der Tod einen siechen Mann hinweggenommen. Antistes Jakob Burckhardt hielt ihm in der alten St. Elisabethenkirche die Grabrede. Auch der bauleitende Architekt, Christoph Rigenbach (1810—1863), starb vor dem Abschluß des Kirchenbaus. Die Schlußetappe lag in den Händen von Carl Wartner (1817—1891), dem bisherigen ersten Bauführer. 1865 wurden die Gebeine des Stifters, die auf dem Allgemeinen Got-

tesacker zu St. Elisabethen beigesetzt worden waren, in die Gruft der neuen Kirche übergeführt. 1886 wurden die sterblichen Überreste seiner Gattin mit ihnen vereinigt. Über schwarzen Marmorsarkophagen sind in zwei Nischen die aus weißem Marmor gemeißelten Büsten der beiden Gatten aufgestellt. Diese Grabstätte ist das einzige Beispiel einer nach den Gebräuchen des Mittelalters unter dem Chor benützten Krypta.

Nach Merians Tod sind noch der sog. Merian-Flügel im Bürgerspital und das Basler Missionshaus aus seinen Mitteln erstellt worden. Seine Gattin, die ihn fast 28 Jahre überlebte, übte in gleicher Weise wie der Verstorbene Barmherzigkeit und Frömmigkeit. Viele charitative Institutionen erfuhren ihre offene und milde Hand. Im Jahre 1882 förderte sie die Erstellung einer Irrenanstalt in Basel, der heutigen «Friedmatt», durch eine Zuwendung von Fr. 400 000.—. Ihre besondere Zuneigung galt dem Kindergarten zu St. Elisabethen, den sie noch mit ihrem Gatten ins Leben gerufen hatte.

Christoph Merian hat seinen letzten Willen in seinem Testament vom 26. März 1857 niedergelegt. Darin verfügte er, daß sein ganzes Vermögen «seiner lieben Vaterstadt Basel» zufalle, «mit der ausdrücklichen und unmißverständlichen Bedingung jedoch, daß dasselbe stets von dem übrigen städtischen Vermögen getrennt, und für sich bestehend bleiben und besonders verwaltet werden solle, für die Unterstützung der städtischen Armenhäuser, und für andre städtische Zwecke überhaupt verwendet und dieser ihm gegebenen Bestimmung so wie der Stadtgemeinde Basel nie entzogen werden darf». Der Sicherheit wegen sollten die Güter, die sie als Anlage gewähren, beibehalten und nie verkauft werden. Eine besondere Kommission sollte zur Verwaltung der Stiftung eingesetzt werden. Das Kapital sollte ganz erhalten und nur die Zinsen und der Ertrag der Güter «für wohltätige und nützliche städtische Zwecke» jährlich verwendet werden.

Das Vermögen, das erst nach dem Tode der Frau Witwe Christoph Merian, 1886, in den Besitz der Stadtgemeinde kam und von einer durch den Bürgerrat ernannten Stiftungskommission verwaltet wird, ist heute auf mehr als 20 Millionen

Franken angewachsen; sein Reinertrag in der Höhe von mehr als einer halben Million p. a. kommt zu 70% dem Bürgerlichen Fürsorgeamt und zu 20% dem Waisenhaus zugute; die restlichen 10% werden unter die beiden Anstalten im Verhältnis ihrer jeweiligen Betriebsdefizite aufgeteilt. Die Christoph Merian'sche Stiftung ist also die feste Säule der Basler Bürgergemeinde.

Christoph Merians menschliche Erscheinung hatte nichts Ungewöhnliches an sich. Den Mann zeichnete kein lebhaftes oder bezauberndes Wesen aus, und es sprühte kein besonderer geistiger Reichtum aus einer starken Persönlichkeit, die anziehend auf die Mitmenschen gewirkt hätte. Er war einer der Stillen im Lande, der sich einen anderen Lebens- und Wohnstil geschaffen hatte als die meisten seiner Zeitgenossen. Seine Zurückgezogenheit war z. T. eine Folge seines kranken Leibes und Herzens. Merian war auch kein Pestalozzi, mit dem er gelegentlich schon im gleichen Atemzuge genannt wurde. Es fehlt bei ihm die pädagogische und schriftstellerische Leistung. Er hat weder Armenhäuser und Waisenanstalten, unter Aufgabe seiner eigenen Bedürfnisse, selber geführt noch als Erzieher des Volkes mit der Feder gewirkt. Dagegen kann er mit dem segenstiftenden Junker verglichen werden, den Pestalozzi, neben dem Pfarrer, in seinem Volksroman «Lienhard und Gertrud» geprägt hat. Das Pfund, das ihm anvertraut war, hat er getreulich verwaltet, und auf diese Weise hat er Großes und Gutes getan.